

Von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus : 2. Kor. 5, 19 : Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **9 (1915)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus.¹⁾

2. Kor. 5, 19: Gott war in Christus
und verführte die Welt mit sich selbst.

Es gehört zum Schmerzlichsten, was wir erleben können, daß man fast über gar nichts so schwer mit den Menschen reden kann ohne Mißverständnis, als über Gott, gerade über Gott! Vielleicht liegt uns gar nicht daran, besonders viel von ihm zu reden, aber gelegentlich drängt sich doch alles, was in uns ist, in dieses eine Wort zusammen, aller Schmerz, aller Trost, aller Zorn, alle Liebe, alle letzten Wahrheiten, die unser Leben leiten — und wir dürfen es nicht aussprechen, weil wir wissen, daß es Verlegenheit erzeugen würde, wenn nicht Schlimmeres! Oder wir sprechen es aus und gewahren sofort eine merkwürdige Wirkung: die Mienen verändern sich, ein Schatten legt sich darauf, vielleicht auch zeigt sich etwas wie Verwunderung, als ob wir plötzlich einen Rückfall ins Kindertum erfahren hätten, vielleicht regt sich sogar Zorn. Das ist uns ein solches Weh. So richtet sich plötzlich eine Mauer auf zwischen uns und Menschen, die uns vielleicht sonst so nahe stehen. Wie ist das möglich? Zwar das können wir wohl begreifen, daß man sich über Gott nicht leicht versteht; denn Gott ist ja gerade auch der Ausdruck für das Allertiefste, also auch das Eigenartigste, das Besonderste in uns und darin verstehen wir uns bekanntlich nie ganz. Aber auf der andern Seite ist er doch wieder und gerade erst recht das Allgemeinste, was es gibt, unser aller gemeinsamer Lebensgrund; sollten wir uns über ihn nicht verstehen können, wie wir uns über Heimat und Liebe, Vater und Mutter verstehen? Wie kann denn das Wort „Gott“ Befremdung, ja Zorn und Haß hervorrufen? Für uns ist ja Gott ein Wort voll Sonnenschein und Freiheit; es meint

¹⁾ Predigt, gehalten am 31. Oktober 1915 in der Kirche von Oberstraf in Zürich.

für uns lauter Freude, Leben, Wahrheit, Höhe — wie ist es möglich, daß wir mit keinem andern Worte die Menschen so sehr erkälten und erbittern können, wie gerade mit diesem? Sollte der Grund das sein, was man Unglauben nennt? Ob es wirklich einen solchen Unglauben, einen sogenannten Atheismus, gibt? Ob nicht in ihrer innersten Tiefe, da, wo sie ganz bei sich selbst ist, da, wo sie Kind ist und bleibt, jede Seele an Gott glaubt, wie das Kind an den Vater, jede Seele über ihren den Menschen vorgespiegelten Unglauben lächelt? Ob da etwa die berühmten Bedenken, die von Wissenschaft und Philosophie her kommen, irgend einen Eindruck machen? Ich glaube es nicht. Aber noch einmal: woher kommt es denn, daß kein Wort solche Stürme des Zornes und Hasses entfesseln kann, als das Wort „Gott?“ Wir fügen aber noch die Frage hinzu, ob nicht wir selbst gelegentlich auch dieses Wort auf eine Weise gehört haben, daß es uns beinahe entleidet ist? Und haben wir nicht auch oft von innen her Schwierigkeiten empfunden, von Gott zu reden? Ja, ich frage: Ist uns das Gefühl des Schmerzes, ja Zornes beim Hören dieses Wortes ganz fremd? Es müssen tiefe und schwere Dinge sein, die zwischen Gott und den Menschen treten, die Streit zwischen ihnen stiften können.

Wir werden nicht den Anspruch machen, die letzten Tiefen dieses Geheimnisses ergründen zu wollen, aber ich möchte euch doch sagen, daß ich beim Nachdenken darüber immer wieder auf eine Doppeltatsache gestoßen bin, die mir die Hauptursache dieser Entzweiung zwischen Gott und Mensch zu sein scheint. Die Ursache liegt zum Teil bei Gott selbst — oder scheint doch bei ihm zu liegen — zum Teil bei den Menschen.

Sie liegt bei Gott selbst, oder scheint doch bei ihm zu liegen. Denn in Wirklichkeit handelt es sich wohl um ein Mißverständnis. Gott stellt sich — wirklich oder scheinbar — den Menschen so dar, daß sie ihn meinetwegen hassen zu müssen und — fügen wir hinzu — nicht mit Unrecht, wenn Gott wirklich so wäre, wie er sich ihren Gedanken darstellt. Lasset mich, um klar zu machen, was ich meine, an eine kleine Geschichte anknüpfen, die ich vor nicht langer Zeit erlebt habe und die mir viel gesagt hat. Es war nach dem Abschluß einer Reihe von Religionsunterrichtsstunden, worin wir uns bemüht hatten, den Schülern Prophetengestalten des alten Testaments nahe zu bringen und ihnen besonders die Art und Kraft ihres Gottesglaubens verständlich zu machen. Da kamen die zwei Schülerinnen, die sich am lebhaftesten an dem Unterricht beteiligt hatten, zu mir und gestanden mir frei, zu meiner nicht kleinen Ueberraschung, daß sie durchaus nicht an Gott glaubten. Für die Eine war es ein tiefer Schmerz. Sie hatte das Gefühl, daß sie glauben sollte, daß sie beten müßte, daß Gott ihr zürne, weil sie es nicht tue, aber dieses Gefühl legte sich erst recht wie eine Wolke zwischen Gott und ihre Seele. Die Andere aber erklärte sehr entschieden, daß sie froh sei, nicht an Gott zu glauben. Auf meine, wie ihr begreifen werdet, etwas erstaunte

Frage, wie sie das meine, erklärte sie, es sei viel schöner und leichter ohne Gott zu leben, denn da man doch nicht so gut sein könne, wie Gott es verlange, so sei man durch ihn nur immer beengt und bedrückt. Immerhin wollten sie von mir eine Antwort haben. Vielleicht möchten auch Einige von euch gern wissen, was ich diesen guten und feinen Kindern gesagt habe. Sie werden es aus dem, was ich weiter auszuführen habe, erraten. Ich möchte euch vorläufig nur fragen: Verrät sich in diesem Kinderbekenntnis nicht auf eine Weise, die ich beinahe klassisch nennen möchte, dieses Schwanken der Menschenseele zwischen Glauben und Unglauben? Denn der Unglaube dieser Kinder hatte ja ganz naiv den Glauben zur Voraussetzung. Sie glaubten an den Gott, mit dem sie aber aus verschiedenen Gründen nicht in das rechte Verhältnis treten konnten. Und zeigt sich darin nicht ebenso klassisch ein Hauptgrund, der die Menschen gegen Gott einnimmt, sie mit ihm entzweit? Gott erscheint ihnen als Bedrucker. Er fordert von ihnen Dinge, die sie nicht leisten können: einen Glauben, dessen sie nicht fähig sind, eine sittliche Höhe und Reinheit, die über ihre Kraft zu gehen scheint. Er ist ihr Ankläger, ihr Richter. Er raubt ihnen die Freiheit, er ist die Unfreiheit, dazu die Ungerechtigkeit. Der Freiheitsdrang der Seele lehnt sich gegen ihn auf. Es gibt freilich demütige Seelen, denen diese Empfindung fremd bleibt, aber es gibt auch titanische Seelen, die eine solche Knechtschaft nicht ertragen wollen. Einer der leidenschaftlichsten dieser Titanen, die je gegen Gottes Thron aufrührerisch angestürmt sind, Friedrich Nietzsche, hat uns einmal dieses Geheimnis verraten: er will diesen Zuschauer bei all seinem Tun nicht haben. Man pflegt in ernstesten religiösen Kreisen, wenn man auf dieses Rätsel des Gotteshasses zu sprechen kommt, sofort auf die Erklärung zu verfallen, er rühre daher, daß der Mensch sich von Gott gerichtet fühle, daß er wisse, er müßte ein Anderer werden, wenn Gott wäre und ihn daher lieber leugne und, da er doch nicht an die Verneinung glaube, ihn hasse. Wir wollen das Zutreffende an dieser Erklärung nicht leugnen, aber wir fragen: Wie kommt denn der Mensch dazu, Gott, den Guten und das Gute Fordernden, als hassenswert zu empfinden? Sollte da nicht doch ein Mißverständnis walten? Wie könnte dieses aufgehoben werden? Und ebenso verhält es sich mit dem sogenannten Unglauben: man wendet sich mit Zorn, ja Haß gegen Gott, weil man nicht an ihn glauben kann. Sollte nicht auch da ein Mißverständnis walten?

Der Mensch wendet sich gegen Gott, weil dieser die Freiheit seiner Seele zu unterdrücken scheint, weil er ihm als Gegner, ja Feind vorkommt. Aber er wendet sich auch gegen ihn, weil er ihn nicht verstehen kann, weil er von ihm enttäuscht wird. Hier berühren wir eine Erfahrung, die jeder von uns kennt. Es ist der Zwiespalt zwischen Gottes Weg und unserem Wege, über den die Klage und Anklage durch alle Zeiten geht. Gott ist so anders, als er nach un-

ferer Meinung sein sollte — mit uns und mit der Welt. Er läßt das Unrecht triumphieren, da er doch dem Recht zum Sieg verhelfen sollte; er versagt seine Hilfe, wo wir ihrer glaubten sicher sein zu dürfen; ja, wir erleben Dinge, die es uns schwer machen, an seine Liebe zu glauben. Das Unerwartetste, Unmöglichste, Sinnloseste kann über uns kommen, himmelschreiendes Unrecht, schändliche Mißhandlung und Entwürdigung; wir mögen uns als Spielball dämonischer Mächte vorfinden, die sich an unserer Plage ergötzen, und an die Stelle des Vaterantlitzes mag die kalte, höhnische Maske eines blinden Schicksals treten. Denn mag ein Mensch, gerade weil er treu und innig auf Gott vertraut hat, in Klage, ja Anklage gegen Gott ausbrechen und zuletzt mag wohl auch Zorn und Haß daraus werden. So sind wir Menschen begegnet, in denen ein ganzes unseliges Menschenlos aus düsteren Tiefen gegen uns aufschrie, wenn wir von Gott redeten, sodaß wir tief erschrocken standen — aber wem von uns wäre diese Empfindung völlig fremd? Und wenn dann vollends über die ganze Welt Geschichte hereinbrechen, wie in unseren Tagen, wollen wir uns wundern, wenn Viele Gott nicht mehr verstehen? Will er nicht uns selbst manchmal entschwinden in Rätsel, Furcht und Grauen?

So scheint von Gott her die Ursache zu kommen, daß wir ihm entfremdet, entzweit werden. Wir verstehen ihn nicht; er scheint uns fremd zu sein, ja, unser Gegner, unser Feind. Wir können dazu gelangen, ihn zu hassen, das Wort „Gott“ zu hassen!

Aber irre ich mich wohl, wenn ich glaube, daß an dieser Erscheinung der Auflehnung gegen Gott noch viel mehr die Menschen schuld seien, die Menschen, die, indem sie sich zu Gott bekennen, von Gott reden, Gott vertreten wollen, sein Bild für die Menschen entstellen, verunreinigen, verhaßt machen?

Hier stoßen wir zunächst auf Tatsachen, die zu bekannt sind, als daß wir davon lange zu reden brauchten. Wir wissen, daß der sogenannte Unglaube der Welt zum großen Teil durch die Bekenner des Glaubens verschuldet ist. Gerade weil Gott etwas so Großes ist, so werden durch das Bekenntnis zu ihm auch große Erwartungen erregt. Wenn ein Mensch oder eine Gemeinschaft von Menschen wirklich an Gott glaubt, dann muß dies ja große, umwälzende Folgen haben. Solche Menschen müssen das Leben ganz anders anschauen und anfassen als die Ungläubigen. Sie werden furchtlos sein, wo diese Angst haben; sie werden freudig sein, wo diese sorgen; sie werden frei sein, wo diese gebunden sind, frei besonders von der Welt, ihrem Besitz, ihrer Ehre, ihrem Glück; sie werden voran gehen bei jedem guten, kühnen Tun, jedem schweren Kampf; es wird Freude, Kraft, Liebe, Segen von ihnen ausgehen. Wo nun die Gläubigen in allen diesen Dingen nicht anders sind als die Ungläubigen, ja manchmal eher schlimmer als besser, da ist die Enttäuschung ebenso groß, als vorher die Erwartung. Das ist der Grund so vielen Zweifels und Hohnes gegenüber dem Gottesglauben. Nichts wäre der Menschen-

seele im Grunde lieber, als glauben zu können. Sie horcht hoch auf, wo jemand kommt, der Glauben hat, und nichts erregt größere Freude auch bei den Ungläubigen als eine wirkliche Tat des Glaubens. Aber wenn das Höchste enttäuscht wird, dann wird die Bitterkeit, die dadurch erregt wird, eine mehr als gewöhnliche Form annehmen. Sie kann dann zum Gotteshass werden. Wenn in vergangenen Jahren die Flamme dieses Hasses gelegentlich aus der Mitte von sozialistischen Volksversammlungen emporzuschlug — angefacht durch leidenschaftliche Redner — was Anderes war die Ursache davon, als daß dieses Volk, das so lange schwer gedrückte, mißbrauchte, unverstandene, mit dem großen Glauben, der dem Herzen des einfachen Volkes, wie dem des Kindes, so natürlich ist, auf die Hilfe gewartet hatte, die ihm im Namen des Gottes, an den die christliche Gesellschaft zu glauben vorgab, kommen sollte, und umsonst gewartet? Dieser Haß ist, wenn irgend einer, die Frucht enttäuschten Vertrauens. Aber wenn es immer nur Haß wäre! Im Haß ist doch wenigstens Ernst. Aber wir erfahren das Schlimmere, daß die Rede von Gott Geringschätzung, Gelächter erweckt. Sie hat den Ernst verloren. Das sollten die bedenken, die zu glauben scheinen, es komme darauf an, recht viel von Gott zu reden. Es ist nur zuviel davon geredet worden. Was wir nötig haben, ist Vertretung Gottes durch Tat und Wesen, nicht vieles Reden von ihm — das Reden wird dann von selbst zu seinem Rechte kommen.

Aber diese Tatsache, so traurig sie ist, ist doch nicht das Schlimmste. Wir begreifen schließlich, daß es der Schwäche der Menschen nicht gelingt, ihren Gottesglauben zu einer mächtigen, allen Zweifel überwältigenden Lebenswahrheit zu machen. Wir brauchen dadurch an der Wahrheit dieses Glaubens selbst nicht irre zu werden. Schlimmer wird die Sache, wenn der Glaube selbst von seinen Trägern verunreinigt und entstellt wird. Das ist aber in einem Maße der Fall, daß es uns zur schwersten Anfechtung wird. Je reifer wir werden und je schärfer unser Blick für den Unterschied zwischen dem Echten und Unechten auf allen Lebensgebieten, desto entschiedener tritt uns die Tatsache entgegen, daß das, was man so Religion nennt, bei so gar vielen Menschen eine arg verunreinigte Sache ist. Besonders häufig beobachten wir, wie diese Verunreinigung von den Trieben des natürlichen Ich ausgeht. Gott wird vom Menschen benutzt für den Dienst seines natürlichen Ich. Es gibt eine religiöse Schwärmerei, die in bedenklicher Nähe der Sinnlichkeit ist. Sehr häufig muß der Gottesglaube der lieben Eitelkeit dienen. Man sucht eine Erhöhung seiner selbst darin, daß man Gott näher stehe als Andere, daß man frömmere, tiefer sei als sie. Man läßt es sie fühlen. Es ist ja überhaupt unglaublich, was für ein buntes Spiel der alte Adam mit idealen Masken treibt und besonders der idealsten von ihnen, der Religion. Ganz besonders gefährlich aber wird diese Verunreinigung, wenn sich der Machttrieb des Menschen mit der Religion verbindet.

Der Mensch kann ja durch Gott mächtig werden, er soll es sogar; er, der kleine, arme, soll durch Gottes Größe und Reichtum selbst groß und reich werden. Aber da stellt sich nun eben die Versuchung ein, Gott zum Diener des Ich zu machen. Gott soll tun, was der Mensch will; er meint, seinen Willen durchzusetzen und setzt er im Grunde den eigenen durch. Die Leidenschaft, die er für Gott und seine Sache zu entwickeln scheint, ist im letzten Grunde Leidenschaft für sich selbst und die eigene Sache; die Flamme, die so heilig scheint, die wie himmelentstammtes Feuer aussieht, schlägt aus seinem heißen Drang nach Selbstdurchsetzung empor. Weil es Macht über die Gemüter verleiht, wenn man mit Gott in besonderer Beziehung zu stehen scheint, so umgibt man sich mit einem mystischen Glanz, fordert Glauben, Unterwerfung; man tut es dem Namen nach für Gott und meint doch sich selbst. Man tut das in den meisten Fällen ganz unbewußt, verwechselt, ohne es zu merken, sich selbst mit Gott. So kommt eine furchtbare Verirrung zu Stande, eine dämonische Verkehrung der Wahrheit. So kommt es vor, daß Völker Gott für sich in Anspruch nehmen, um ihre nationale Macht zu steigern, wenn möglich ins Ungemessene. Was war der Jupiter, der auf dem Kapitol in Rom verehrt wurde, als ein anderes Wort für „römische Weltherrschaft?“ Es sind ganze Religionen um Menschen herum entstanden, von denen wir Ursache haben, anzunehmen, daß sie dieser Versuchung verfallen seien. Auch bei reineren Gestalten werden wir oft zweifelhaft, wo bei ihnen Gott spreche und wo das leidenschaftliche und gewalttätige Ich. Von der Geschichte hoch gestellte Gottesmänner können uns entleiden, weil ihr menschliches Teil uns die göttliche Wahrheit, die sie vertreten, allzu stark trübt. Da mag angesichts solcher Erfahrungen wohl der gefährlichste aller Zweifel über uns kommen, der Zweifel, ob nicht alle Religion im Grunde doch nur verhüllter Machtdrang sei. Es haftet zu stark der Geruch des Ich daran. Ach, gerade die Religion und die Religionsleute können uns, mehr als die sogenannten Ungläubigen, Gott verleiden!

Aber beinahe ebenso stark kann dies durch etwas Anderes geschehen, das freilich eng damit zusammenhängt. Es ist für mich eine bedeutsame Tatsache, daß man Gott so unendlich viel benutzt hat und benutzt, um die Menschen zu plagen. Das ist wieder eine seltsame Verkehrung der Wahrheit. Gott sollte doch Wohltat, Erlösung, Freude sein. Aber die ganze Geschichte der Religion zeigt es uns deutlich genug, und wenn wir einmal die Augen dafür geöffnet haben, so sehen wir es immer wieder mit erschreckender Klarheit, daß es gar nichts in der Welt gibt, womit man die Menschen so viel, so vielgestaltig und so furchtbar gequält hätte, als Gott. Im Namen Gottes hat man gemordet, geschändet, gefoltert, wildeste Kriege geführt, ganze Völker ausgerottet; im Namen Gottes verleumdete, verdammt, Zwietracht gestiftet, Unrecht getan ohne Ende. Und zwar sind dies nicht bloß auf Blättern der Vergangenheit geschriebene Dinge, die man

endlich vergessen sollte, sondern leider noch lauter gegenwärtige Dinge. In unseren Tagen und vor unseren Augen wird ein ganzes Volk im Namen Gottes zu Tode gemartert. Und was sagen wir zu all den Dankgebeten über blutige Siege? Was müssen die Besiegten darob empfinden? Aber es gibt auch feinere Formen, die Menschen mit Gott zu plagen. Davon ist die Welt voll. Wie viele Kinderseelen werden mit religiösen Formen und Forderungen gequält, die ihnen fremd oder widerwärtig sind! Wie ist mit unserem Glauben so stark die Neigung verbunden, ihn andern aufzudrängen oder auch abzusprechen! Wie viel stiller Hochmut liegt darin, wie viel Gericht über Andere, kurz: wie viel Plage und Qual! Es gibt gar kein so feines und wirksames Instrument, damit Menschen ins Herz zu treffen, als die Religion. Jeder Hohn, jede Lüge, jede Verleumdung im Namen Gottes wird hundertmal wirksamer als andere; jeder Haß wilder, jeder Zwang schwerer.

Und damit kommen wir wieder auf jenen Hauptpunkt zurück, auf den wir schon gestoßen sind. Gott erscheint bei einer gewissen Art von Frömmigkeit als Unterdrücker des Menschen. Er mag menschliche Größe und Herrlichkeit nicht leiden. Wenn Gott groß sein soll, muß man den Menschen klein machen, wenn ihm die Ehre gegeben werden soll, muß man den Menschen verleumden. Gott läßt den Menschen nicht natürlich sein. Er versteht ihn nicht, mißhandelt ihn. Namentlich scheinen die Menschen nicht imstande zu sein, ihre Mitmenschen in ihrem Verhältnis zu Gott frei zu lassen. Sie müssen ihnen ihre eigene Art, Gott zu verstehen, aufdrängen. Wer nicht genau so denkt wie sie, ist ferne von Gott. Sie reden ihnen in ihr heiligstes Leben darein; sie tasten sie darin schmähslich an; sie sprechen ihnen Gott ab. Sie haben ein Schema, in das muß hinein, wer Gott dienen will. O dieser Geist der religiösen Knechtung, wie unausrottbar ist er! Er kann auch im Gewand der Freiheit einhergehen. Gott wird aus der Freiheit letztem Wort das Wort der schlimmsten Knechtschaft. So verleiden uns die Menschen, namentlich die religiösen, Gott.

Es ist eine große Not, von der wir geredet haben; wo finden wir Hilfe?

Nun, liebe Freunde, gehen wir zu Jesus Christus. Es gehört zu dem Erlösungswerk, das er getan und ist ein besonders kostbarer Teil davon, daß er uns aus dieser Not rettet. Nun treffen wir auch mit dem Worte des Paulus zusammen, das wir am Beginn unseres Weges vernommen haben: „Gott war in Christus und verführte die Welt mit sich selber.“ Dieses Wort, das wohl den Meisten von uns zunächst recht fremd vorkommt, spricht jene Wahrheit aus, die durch alle Zeiten immer wieder von allen tieferen Geistern als Grundwahrheit des Christentums empfunden worden ist, die uns aber zunächst auch etwas fremd anmuten mag: die Wahrheit von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Gott ist in Jesus Christus Mensch geworden, auf daß die Kluft zwischen Gott und Mensch geschlossen

und der Mensch mit Gott unauflöslich verbunden werde. Es ist nichts größer und herrlicher und lebendiger als diese Wahrheit. Lasset mich zu zeigen versuchen, nicht etwa was überhaupt alles darin liegt — das wäre ein viel zu großes Unternehmen — sondern was sie für das bedeutet, was uns in dieser Stunde beschäftigt.

Sie bedeutet, daß Jesus uns den Gott, den wir verloren haben, zurückgibt, daß er die Entzweiung zwischen Gott und dem Menschen aufhebt. Das geschieht auf zweierlei Weise. Ich möchte dieses Werk Christi so bezeichnen: Er hat Gott menschenfreundlich gemacht und: Er hat Gott menschenverständiglich gemacht.

Er hat Gott menschenfreundlich gemacht. Nicht umsonst wird von ihm gesagt, daß in ihm Gottes Freundlichkeit erschienen sei. Mag der heutige Kriegswahnsinn auch etwa da und dort so weit gehen, Jesus selbst in die Schlachtordnung zu stellen und damit zum Verderber von Menschenleben zu machen, so ist doch der überwältigende Eindruck aller Zeiten gewesen, daß er der Freund des Menschen sei. In dieser Menschenfreundschaft Christi haben sie eine Offenbarung der Menschenfreundschaft Gottes erblickt. Die in ihm erschienene Liebe war zu wunderbar, zu überweltlich groß, als daß sie nicht hätte als das Kundwerden der unendlichen Liebe Gottes, die Aufschließung des Herzens Gottes, verstanden werden müssen. Gott tritt in Christus aus seiner Verborgenheit hervor; er ist kein furchtbarer Unbekannter mehr, dessen Wille es sein könnte, mit uns zu spielen; er ist der Vater; wir kennen sein Herz, weil wir das Herz unseres Bruders Jesus kennen, worin uns Gott begegnet. Es ist uns unmöglich, Gott noch als unseren Gegner oder gar Feind zu betrachten. Er ist immer für uns, nie gegen uns. Er ist nicht jener Tyrann, vor dem alle Andern klein werden müssen, damit er allein groß sei, sondern der große Vater, der will, daß seine Söhne und Töchter zu ihm heranwachsen in Freiheit und Adel. Christus ist ja gerade darum mitten unter uns gestellt in seinem Gottesglanz, nicht daß wir dadurch vernichtet würden, sondern daß wir an ihm, als unserem Bruder, der Höhe unserer eigenen Bestimmung inne würden. Wenn Einer im titanischen Stolze sich gegen Gott auflehnt, so wird ihm zugerufen: „Das ist ein Mißverständnis. Gott neidet euch nicht das Höchste. Das mögen die Götter der Griechen tun, der Vater aber spricht: Mein Haus steht euch offen; ihr seid Alle zu meinem Tisch gerufen. Ich habe nichts, was ich nicht mit euch teilen möchte. Kommet nur; ich warte sehnsüchtig auf euch.“ Dieser Gott fordert keine Knechtschaft von uns, sondern will uns in das Reich der vollkommenen Freiheit führen. Er ist unsere Freiheit. Er fordert auch nicht Glauben von uns im Sinne eines Tributes, den wir ihm zu leisten hätten, so wie ein König von seinen Untertanen Tribut fordert, sondern so wie ein Freund vom Freunde Glauben fordert, damit er ihm Freund sein könne. Er haßt keinen Ungläubigen; verstößt keinen. Er läßt

seine Kinder in Freiheit ihre Wege gehen, auch irrige, verkehrte, böse Wege. Er geht mit ihnen, je nachdem zustimmend, warnend, strafend, aber sie immer mit seiner Liebe umfassend, Ungläubige wie Gläubige, und er bleibt doch zugleich bei sich selbst, wartend, ob sie kommen und an seiner Herrlichkeit teilnehmen wollen. Er steht auch nicht über uns als der stete gestrenge Richter, als der ewige Mörgler, der immer und immer nur zu tadeln hat, sondern als der Genosse, der uns vor der Einsamkeit rettet, in der wir sonst umkämen, vor der Einsamkeit, vor der uns kein Mensch retten kann, weil keiner bis in die innerste Burg unseres Selbstseins gelangen und dort bei uns sein kann, keiner uns ganz verstehen kann, und weil auch wir selbst uns nicht ganz verstehen. Er aber versteht uns und erlöst uns damit aus der innersten Einsamkeit; er kommt zu uns in die innerste Burg und redet mit uns. Er geht mit uns auf den verlassensten Wegen. Brauchen wir uns über diesen Zuschauer zu empören? Er ist ja gar kein Zuschauer; er ist uns näher, als wir uns selbst sind; er ist wir selbst, wie wir im Urbild sind; er ist freilich auch unser Gericht — wie wohlthätig ist dieses Gericht! — aber er ist auch unsere Erlösung. Er zeigt uns unsere Höhe; er ist unsere Unruhe, aber nicht die des ewigen Tadlers, sondern die des großen Freundes, zu dem wir aufsteigen möchten. Das Leben mit ihm mag schwerer scheinen, als das Leben ohne ihn, aber es ist in Wirklichkeit unendlich leichter und wie viel leichter könnte es vollends sein, wenn wir ihn noch besser verstünden. Es ist auch unendlich schöner; es ist die einzige Schönheit, die Bestand hat. In ihm, dessen Liebe sich zu allem Verworfenen und Verdammten geneigt hat, ist Gott erschienen, nicht als der Richter, sondern als der Retter des Menschen, als der, der an ihn glaubt, auch wenn alle Menschen ihn verwürfen und sogar er sich selbst. So ist Gott in Jesus menschenfreundlich geworden.

Und er ist in ihm menschenverständlich geworden. Gott ist Mensch geworden. Er ist nicht mehr das ferne Geheimnis; er ist uns ganz nahe; er ist unser Bruder. Denn wir schauen ihn in unserem Menschenbruder Jesus. Er ist unter uns gegangen. Wir kennen ihn und er kennt uns. Denn er teilt alles Menschliche mit uns. Er freut sich mit unseren Freuden und leidet mit unseren Schmerzen. Er teilt auch unsere Sünden. Nicht so, natürlich, daß er mit uns sündigte, aber so, daß er sich nicht von den Sündern scheidet, sondern mit dem Sünder trägt, gerade zu dem Sünder geht. Er geht aber vor allem mit in unser Leid hinein. Und damit stoßen wir auf jene Klippe, an der Gott und Mensch so oft auseinandergehen, aber auch auf den tiefsten und ergreifendsten Teil der Wahrheit von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Gott wird in Jesus Christus Mensch und geht mit ihm in die dunklen Tiefen des Menschenloses hinein. Er macht alles durch, was Menschen an Mühsal, Einsamkeit, Verkennung, Undank, Mißhandlung, Niederlage erleiden können, er schreitet durch die ganze Hölle, sodaß nichts Schreck-

liches mehr übrig bliebe, was er, wenn nicht in allen einzelnen Formen, so doch gleichsam im Grundsatz, nicht auch durchlebt hätte. Aber in alles nimmt er Gott mit; in allem gewinnt er zuletzt Gott; aus allem läßt er zuletzt Gott leuchten. Nicht ohne Mühe und Kampf. Auch darin verbindet er Gott mit dem Los des Menschensohnes, daß auch er schwankt, zweifelt, daß er Gott fragt: „Warum?“, mit ihm ringt bis zu blutigem Schweiß. Aber Gott tritt zuletzt überall hervor, auch aus Gethsemane und der Finsternis von Golgatha, und dadurch sind Gott und Mensch so verbunden, daß nichts mehr sie scheiden kann. Auch wenn er sich in den schaurigsten Tiefen ganz von ihm verlassen vorkommen sollte, so wäre er doch noch mit ihm verbunden dadurch, daß Christus am Kreuze gerufen: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“, daß er auch dieses durchgemacht und durchgesiegt hat. So ist Gott durch Jesus Christus in allem dem Menschen verständlich geworden.

Und so ist Gott dem Menschen in Jesus Christus eine ungeheure Wirklichkeit geworden, die durch nichts mehr besiegt werden kann — eben dadurch, daß er Mensch geworden ist in seiner Heiligkeit und Liebe. Wir können Gott manchmal verlieren in der Buntheit und Dunkelheit der Natur und Geschichte, der Weltlauf kann seiner manchmal zu spotten scheinen und auch in uns selbst mag er manchmal schwer zu finden sein, aber um diese Tatsache, die Jesus Christus heißt, kommen wir nicht herum. Da Gott auf solche Weise Mensch geworden ist, ist er uns zu nahe gekommen, erkennen wir seinen Gruß zu deutlich. Er, der Mensch, aus dem Gott redet, redet lauter als die ganze Welt, gerade in seiner Stille! Auch der heutige Weltbrand mit seinen Schrecken kann dieses Zeugnis nicht austilgen. Gott ist in diese Menschenwelt niedergestiegen; er hat hier Wohnung gemacht und gezeigt, daß er lebt und was er will. Das kann nicht verloren gehen. Auch die Stürme der Geschichte müssen ihm dienen und die großen Nöte sind die Geburtswehen seines Reiches. Dieser Mensch, worin Gottes Herrlichkeit einmal in reiner Macht hervorgebrochen ist, gilt uns als Zeuge mehr als die ganze Natur und Geschichte. Christus ist da, das ist die größte aller Tatsachen, das größte aller Wunder. In Jesus Christus ist uns die Wirklichkeit Gottes so gewaltig erschienen, daß Gott und Mensch nicht mehr von einander loskommen können.

Aber dies ist eben gerade darum geschehen, weil Gott im Menschen Jesus so rein erschienen ist. Das ist das Letzte, was wir zunächst noch zu sagen haben. Gott, sagten wir, wird den Menschen entleidet, weil die Menschen Gott durch Unreinheit den Menschen verhüllen. Aber auch hier bringt uns Jesus Hilfe. Denn in ihm lebt Gott so, daß er uns in seiner ganzen Echtheit und Herrlichkeit gewinnt. Da gilt nicht das Ich, sondern Gott allein. In jener Geschichte von seiner Versuchung wird uns berichtet, wie auch er mit der dämonischen Gefahr, Gott in den Dienst des Ich zu stellen, gerungen hat. Er hat

gesiegt, wo Zahllose erlegen sind. Nun hemmt uns an ihm nirgends das Menschliche. Es verhüllt Gott nicht, sondern tut ihn kund. Er sucht, um das Bezeichnendste allein zu nennen, nicht Macht, sondern nur Gott. Er läßt sich nicht dienen, sondern dient. Er redet auch nicht so viel von Gott, sondern stellt ihn dar, vertritt ihn, in der Reinheit und besonders in der Liebe. Da spüren wir wirklich Gott und beugen uns und vertrauen und lieben; da ist Gott, der wirkliche Gott, und nichts Anderes. Und dieser Gott ist dabei doch nicht etwas Unmenschliches, das Menschliche Hassendes, Ausschließendes, im Gegenteil gehört gerade dies auch zur Menschwerdung Gottes, daß gerade im einfach Menschlichen Gott sich kund tut, und umgekehrt das Menschliche in ihm aufblüht. Da ist keine Frömmigkeit, die auf den Stelzen gewaltig daherrauschender Worte und Gebärden ginge. Da muß man sich nicht besonders recken und verrenken, um Gott zu dienen. Da ist keine besondere Schablone, in die das Leben mit dem Vater gesteckt würde. Alles ist wunderbare Freiheit. Es wird kein religiöser Prüßstein an die Menschen gelegt, diese werden nicht geschieden in Gläubige und Ungläubige, Fromme und Weltkinder — alle sind Gottes Kinder, wenn auch nicht in gleicher Weise; über Allen leuchtet des Vaters Liebe, die so frei ist, wie die Sonne und so unverdient, so daß zu Hochmut kein Anlaß ist. Kurz: Gott ist in Jesus wie Höhenluft und Höhenlicht und wie das tägliche Brot; da können wir, den Menschen zum Troß, ihn fassen in seiner Wirklichkeit und seiner froh werden. Da ist nicht bloß Religion, sondern Gott selbst und das Gottesreich.

Das ist die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, von der wir heute allein reden wollten. So bringt Jesus Gott und den Menschen zusammen. So schützt er uns vor den Menschen, besonders den religiösen, daß sie uns mit ihrer Religion doch nicht von Gott abbringen können; so schützt er uns vor den verkehrten Gedanken, die aus uns selbst aufsteigen und sich zwischen Gott und uns stellen wollen; so wird er zum Verfühner und Mittler, wie die Alten sagten. So zeigt er uns auch, wie wir selbst Gott vertreten sollten. Wir sollten ihn vertreten, weniger durch Worte und Gebärden und Theorien, als durch eine Hingabe des ganzen Wesens, die in menschlicher Höhe und Reinheit Gott die Möglichkeit gäbe, durch uns hindurch zu leuchten. Meinet ihr nicht, daß wir, wenn wir ihn so verträten, immer verstanden würden oder, wenn nicht immer, so doch von den wirklich nach Gott verlangenden Herzen? Wird „Gott in Jesus“, sobald das Bild Jesu nicht religiös oder theologisch verdunkelt worden ist, da, wo es gerade in seiner reinen Menschlichkeit hervortritt, nicht eigentlich immer von den Herzen verstanden? Sollte nicht auch in uns — nach unserm Maße — etwas von dieser Menschwerdung Gottes stattfinden, damit Menschen durch uns zu Gott kommen könnten? Könnte nicht in diesem Sinne Christus das Zeichen sein, worin die Menschen sich über Gott verständigen lernen könnten? Der Christusgott, meine ich, müßte die Einheit aller

Menschen werden. Es ist ja auch nicht so, daß der Christus, in dem uns Gott nahe und wirklich wird, nur dort im Land Palästina zu finden wäre, am See Genezareth, im Garten Gethsemane und am Kreuz auf Golgatha. Er ist lebendig durch die Geschichte geschritten; er hat immer wieder Menschen von seiner Art geschaffen, an denen ein Strahl seines Wesens haftet, und die damit eine Offenbarung des Vaters werden. Ja, er hat — trotz allem dürfen wir es sagen — eine neue Menschheit geschaffen, wo in aller Verzerrung doch sein Bild nicht völlig untergeht. Auch mitten in dem religiösen Unwesen, von dem wir geredet haben, taucht etwas von ihm auf. Das ist ja gerade ein Teil des Wunders der Erscheinung Christi, daß nicht nur er selbst leuchtet als einsames Licht Gottes, sondern daß er uns durch sein Licht alles aufdeckt, was an göttlicher Wahrheit in allem Menschenwesen vorhanden ist, ja, daß er uns auch noch in der Finsternis Licht sehen läßt, und er auch so das „Licht der Welt“ wird. Das alles meinen wir, wenn wir sagen: wo Jesus Christus erscheint, da kommen Gott und Mensch zusammen. Unsere Hoffnung aber ist, daß seine Wahrheit immer mehr aufleuchte und daß durch ihn Gottes Wesen und Reich die Menschen erlöse, wo die Religion sie unselig gemacht hat.

Damit sind wir allerdings weit in die Zukunft hinaus gewiesen. Es ist ja immer so: Jesus steht noch vor uns, sowohl der Mensch in ihm, als Gott in ihm. Wir werden hinausgewiesen in einen neuen Tag, der hinter den wogenden Nebeln dieser Zeit, wovon die religiösen die dunkelsten sind, aufglänzt. Die gewaltige Krise dieser Tage, die ja im letzten Grunde vor allem eine der Religion ist, bahnt Christus den Weg. Menschwerdung Gottes! — eine alte und doch eine merkwürdig neue Sache, ein Wort voll noch unermessener Tiefen, ein Wort, aus dem Weihnachtsglocken klingen, ein Wort, aus dem das ganze Evangelium der Erlösung des Menschen bricht. L. Magaz.

Ein Selbstverständlicher.

Leo Tolstoj.

Echte Revolutionen kündigen sich ganz anders an, als es den Freunden großer Bühneneffekte lieb wäre. Es ist recht wenig Romantik, gar nichts Theatralisches dabei. Eine rechte Revolution ist oft nur der Sieg des Selbstverständlichen über das Er künstelte, Unwahre, Geschraubte.

Darum ist freilich auch das Selbstverständliche etwas so Unheimliches. Viel unheimlicher, als Straßenaufläufe und revolutionäre Phrasen. Wenn die Menschheit sich danach sehnt, beginnt die Welt zu wanken. Die Zeit der Lüge, des Scheins ist vorbei. Die Herrn